

**Zeitschrift:** Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur  
**Band:** 46 (1966-1967)  
**Heft:** 5

**Buchbesprechung:** Bücher

**Autor:** [s.n.]

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 19.11.2024

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# BÜCHER

## MODERNE BESCHÄFTIGUNG MIT DEM ALTERTUM: EINIGE NEUERE BÜCHER

Wir lesen im allgemeinen nicht die gleichen Autoren wie unsere Großeltern oder unsere Eltern, und selbst von denen, die auch sie gelesen haben, andere Werke oder jedenfalls aus einem anderen Grund und mit einem ganz anderen Urteil darüber, was uns daran anzieht oder abstößt. So ist es natürlich nicht nur mit den modernen Autoren, sondern mit denen jeder Epoche, besonders auch mit denen des Altertums. Der Grund dafür ist nicht nur, daß wir eine andere Ästhetik und damit einen veränderten Geschmack bekommen hätten, sondern unsere Bedürfnisse haben sich in allem verändert, andere Bedingungen haben uns gezwungen, unsere eigenen Dinge anders zu sehen, auf andere Anstöße von außen zu reagieren, wir haben einen anders organisierten Geist. So sind auch unsere Anforderungen an das, was uns freuen, interessieren oder bilden soll, andere geworden. Das bedeutet nicht etwa, daß alles, was von der vorigen Generation geschätzt wurde, heute wertlos wäre. Aber, damit wir es mit der gleichen Intensität ergreifen können wie unsere Vorgänger, muß es sozusagen für uns und unsere Bedürfnisse wieder neu entdeckt werden. Es ist vielleicht eines der wesentlichen Kennzeichen eines Meisterwerkes, daß es sich unter veränderten Bedingungen und aus neuen Aspekten jeweils wieder entdecken läßt, daß es verschiedenen Anforderungen standhält, für verschiedene Betrachter ein anderes wird und doch stets dasselbe bleibt. Der Akt einer solchen Neuaneignung des doch schon Bekannten wird dadurch zu einem indirekten, jeweils mehr oder weniger bewußt ergriffenen Mittel der Selbsterkenntnis. Er zeigt, gespiegelt an einem klar definierten Objekt, wie anders unsere Betrachtung geworden ist, wie sehr wir uns also von anderen Betrachtern unterscheiden, wer wir also im Vergleich zu ihnen selber sind.

Zu den Hypotheken, die uns und unserer Betrachtung im Gegensatz zu anderen Zeiten

auferlegt sind, gehört unter anderem, daß wir gezwungen sind, auch ein Kunstwerk nicht nur in sich selber zu betrachten, seine innere und äußere Form zu beschreiben, sondern es in ein rationales Verhältnis zu setzen zu gewissen menschlichen Bedingungen, die uns wesentlich sind, es in einem gesellschaftlichen, psychologischen, verhaltensmäßigen geschichtlichen Zusammenhang zu sehen, damit wir ein echtes Verhältnis zwischen jenem Werk und unserer Erfahrung und unseren daraus hervorgegangenen Anforderungen herstellen können. Zu den Meisterwerken des Geistes und der Kunst haben wir also einen komplizierteren und von verschiedenartigen Bedingungen abhängigen Zugang als die Menschen jener Epochen, die sie ohne weitere Fragen als Vorbild eigener Formung annehmen konnten und sich mit ihnen ohne die Vermittlung ausgebreiteter Sachfragen und rationaler Operationen zu identifizieren bemühten. Die großen geistigen Leistungen des Altertums haben ihre unbestrittene Bedeutung in der ursprünglichen Formung der Voraussetzungen zu unserem eigenen Denken und Fühlen. Aber wir sind eben doch auch durch die Erfordernisse unserer Zeit geprägt, und so brauchen wir die Hilfe derer, die uns die Mittel in die Hand geben, von uns aus wieder ein Verhältnis zu jenen Meisterwerken herzustellen, die Zeugnisse für die Vorgeschichte unseres eigenen Geistes sind. Und indem wir uns mit diesen Mitteln und mit diesen Werken beschäftigen, gelangen wir also auch wieder in doppelter Weise zur Erkenntnis unser selbst in unseren Voraussetzungen.

Im folgenden sind einige Bücher anzuzeigen, die uns entweder helfen, das Altertum als geschichtliche Welt unter verschiedenen Blickwinkeln kennen zu lernen, oder die uns durch Übersetzung, Erklärung, Auswahl bestimmte Themenkreise, Werkgruppen oder Einzelwerke erschließen.

Ein Buch von faszinierender Aktualität ist *Das physikalische Weltbild der Antike*<sup>1</sup>. Der Autor, Samuel Sambursky, Professor für Geschichte und Philosophie der Naturwissenschaften an der Hebräischen Universität Jerusalem, ist sowohl Physiker wie Philologe und betrachtet die antike Naturwissenschaft unter dem doppelten Aspekt ihrer eigenen Entwicklung und Gesetzlichkeit und des Verhältnisses zur modernen Physik und ihren Vorstellungen. In zwei Zyklen: *Klassische und hellenistische Zeit* und *Spätantike* werden siebzehn Problemgruppen behandelt, darunter systematisch grundlegende wie etwa *Die wissenschaftliche Methode, Maß und Zahl, Die Welt des Kontinuums, Raum und Zeit, Materie, Formen physikalischer Wirkung* und solche von mehr individuell historischer Bedeutung wie etwa *Der Kosmos des Aristoteles, Kosmogonien, Die Anfänge der Astrophysik*. Die Darlegungen gruppieren sich um Originalstellen der einschlägigen Autoren in Übersetzungen, von denen manche vom Verfasser selbst stammen. Denkmethode, Begriffe und Ergebnisse werden dabei nicht in anachronistischer moderner Terminologie ausgedrückt, sondern in ihrer Bedeutung analysiert und kommentiert und so im Bezugssystem moderner Vorstellungen verständlich gemacht. Die Darstellung von exemplarischer Klarheit und sprachlicher Disziplin ermöglicht es auch dem naturwissenschaftlichen Laien, den Gedankengängen zu folgen. Dabei werden die grundlegenden Vorstellungen und ihre Verknüpfung zu Denkmodellen als historische Leistung in ihrer geistesgeschichtlichen Bedeutung erkennbar. Fragen des Bewußtseins wie etwa «Zeit» und ihre Definierbarkeit führen mitten in das Zentrum aller Wissenschaft, wo in allen Epochen sich Philosophie, Religion und Psychologie zu einer «Welt-Anschauung» verbinden. Leistet dieser ordnende Überblick schon viel zum Verständnis der bisher bereits besser bekannten klassischen und hellenistischen Autoren, so betritt der Verfasser weitgehend Neuland, wo er sich mit der Naturwissenschaft der Spätantike bis zu Johannes Philoponus, dem christlichen Neuplatoniker des 6. Jahrhunderts, beschäftigt, und damit die Verbindung

über die Kaiserzeit bis zum Mittelalter herstellt. Besonders deutlich charakterisiert sich im Gegensatz zu ihr die moderne Denkweise unserer Zeit in jenem brillanten Abschlußkapitel über *Die Grenzen der griechischen Naturerkenntnis*, in dem der Verfasser versucht, aus ihren Voraussetzungen die Andersartigkeit der ganzen antiken Naturwissenschaft zu begreifen, die zwar — etwa in der Lehre von den Atomen — zu so manchen strukturell ähnlichen Denkmodellen wie die moderne geführt hat, die andererseits aber mit ihrem spekulativen Grundzug, der — ohne Experiment, Statistik, systematische Detailerklärung — den Kosmos unmittelbar zu begreifen suchte, auf die Verwandlung der materiellen Wirklichkeit durch eine mit ihr parallel laufende Technik im Gegensatz zur modernen weitgehend verzichtete. Dem Philologen, dem Philosophen und dem modernen Naturwissenschaftler werden hier Perspektiven eröffnet, die er ohne die Hilfe eines der seltenen sowohl von der philologischen wie von der naturwissenschaftlichen Seite her aus erster Hand mit der Materie vertrauten Forschers wohl kaum zu überblicken vermöchte.

Die Leistungen der Griechen in der Organisation des menschlichen Zusammenlebens stellt Viktor Ehrenberg dar in seinem *Staat der Griechen*<sup>2</sup>. Das Vorbild eines funktionstüchtigen Staates für das Abendland geschaffen, ihn in festen Formen strukturiert und das praktische Leben mit Hilfe formulierter Gesetze geordnet zu haben, ist zwar die geschichtliche Leistung der Römer. Aber auch die Griechen haben mehrere Staatsformen geschaffen, die sowohl als konkreter Niederschlag ihrer Gemeinschaftsideale wie als sozialer Hintergrund zur Entfaltung ihrer Kunst und Wissenschaft das Interesse beispielhafter Schöpfungen antiker Kultur beanspruchen können. Als klassische griechische Staatsform lebt im Bewußtsein der Nachwelt die Polis, in der Ausprägung, die sie in Athen gefunden hat. V. Ehrenberg gibt mit ständig wachem Bewußtsein für die Grenzen dessen, was wir überhaupt wissen, und mit klarer Konzentration auf die Herausarbeitung des für das Funktionieren der Gesellschaft Wesentlichen, einen Überblick

über alle verschiedenen Typen des griechischen Staates, die sich im Laufe der griechischen Geschichte entwickelt haben. Im ersten Teil, *Der hellenische Staat*, kommen also neben der Polis auch Staatenbund und Bundesstaat zu ihrem Recht, der zweite Teil, *Der hellenistische Staat*, zeigt die Herrschaftsformen jener monarchisch aufgebauten Militärstaaten, in die das Reich Alexanders des Großen zerfiel, und die, obschon sie, weder in ihrem ganz auf die Person des Königs ausgerichteten Staatsbewußtsein noch im Gefühl für Pflichten und Rechte seiner Untertanen, mit der alten Polis kaum mehr irgend etwas gemeinsam hatten, doch eine griechische Schöpfung waren, allerdings von Griechen, die als Staatsvolk die makedonische Kriegergesellschaft und orientalische Untertanen auf der Basis einer gemeinsamen internationalen Lebenskultur nach teilweise schon vorgegebenen Strukturen straff zu organisieren hatten. Sehr einprägsam werden für beide Epochen die Grundlagen herausgearbeitet, auf denen die Mannigfaltigkeit der Sonderformen sich nach einigen wenigen «Idealtypen» (der Verfasser beruft sich auf Max Weber) entwickelten. Die Sache, nicht die Terminologie, wird ohne jeden Systemzwang in ihrem Funktionieren unter den verschiedenen historischen Gegebenheiten charakterisiert, so daß nicht ein Katalog aller irgend einmal bestehenden Institutionen, sondern eine lebendige Anschauung der verschiedenen Ordnungen des Zusammenlebens entsteht, eine wirkliche geschichtliche Darstellung also. Der Lesbarkeit und dem Nutzen für die wissenschaftliche Weiterarbeit ist gleichermaßen gedient durch die aus reicher Kenntnis ausgewählte Zusammenfassung moderner Arbeiten mit kurzen Charakterisierungen des Inhalts in einem Anhang von etwa 40 Seiten, *Zur Forschung*. Die Bedeutung der verschiedenen Staatsformen für das geistige Leben wird in einem Abschlußkapitel über *Staat und Kultur im hellenischen und hellenistischen Zeitalter* besonders herausgearbeitet.

Aus einem ganz anderen Blickwinkel versucht Bruno Snell Probleme der Wechselwirkung zwischen geistiger Kultur und Zusammenleben der Menschen geschichtlich

zu begreifen. Er geht aus vom formulierten Kunstwerk, das noch bis in die Neuzeit gewirkt hat, von den erhaltenen Werken der Dichter. In seinem Buch *Dichtung und Gesellschaft*<sup>3</sup> stellt er Betrachtungen an zum Einfluß der Dichter auf das soziale Denken und Verhalten im alten Griechenland. Die sechs Essays, die aus einer Reihe von in englischer Sprache an einer amerikanischen Universität gehaltenen Vorlesungen hervorgegangen sind, behandeln Themen wie Freundschaft und Verbundenheit, Zusammengehörigkeitsgefühl und Einsamkeit und die religiösen und moralischen Werte, die in der Ausdrucksweise der Dichter der verschiedenen Perioden das soziale Verhalten der Menschen in verschiedenen Situationen bestimmten. Er verfolgt die seelischen Bedürfnisse und die Pflichten, die in den Bereichen von Familie, Staat, Bünden und Einzelpersonen in Erscheinung traten, etwa im Krieg oder beim Gelage, sei es beim Schmerz in Augenblicken der Gefahr und der Trennung oder beim Eingreifen zur Hilfeleistung und Tröstung. Dabei werden die Aussagen der Dichter nach Perioden von Homer bis zum Hellenismus herangezogen, um verschiedene Stadien des Bewußtseins und der Rationalität im Zusammenhang mit Wechseln der Verhältnisse zu illustrieren. «Homer» wird allerdings weniger historisch als strukturell typisch verwendet, nämlich als Beispiel eines Dichters «am Anfang», der «das Ursprüngliche klar und überzeugend» ausspreche. Der Reiz des unterhaltsamen Buches liegt in den überraschenden Lichtern, die auf die meist in zeitgenössischen Übersetzungen gegebenen Dichterstellen fallen, wenn sie unter wechselnden soziologischen, psychologischen, ethnologischen, ökonomischen, historischen und linguistischen Aspekten behandelt werden. Glanzpunkte liegen bei den spätarchaischen Lyrikern und der Tragödie des Euripides, wo der Verfasser besonders aus dem Vollen schöpfen kann. Für den wissenschaftlichen Benützer sind in Fußnoten Spezialdiskussionen und Hinweise auf eigene und fremde Forschungsergebnisse beigelegt, und ein Index erschließt das behandelte Material. Der Verfasser bekennt von vornherein, daß er dazu neige, die Frage,

ob die Gesellschaft mehr den Dichter oder der Dichter mehr die Gesellschaft beeinflusst habe, mit einem idealistischen Optimismus zugunsten der zweiten Lösung zu entscheiden.

Unter dem wenig sagenden Titel *Antike Geisteswelt*<sup>4</sup> gibt Walter Rüegg eine Sammlung von Textabschnitten in deutscher Übersetzung. Entgegen den Befürchtungen, die eine Etikette von so vager Universalität erwecken könnte, bilden sie nicht eine gestaltlose Anthologie von Schulautoren; sondern, in zwölf, nach antiken Stichworten bezeichneten Abschnitten sind meist längere, in sich geschlossene philosophische oder spezialwissenschaftliche Darstellungen und einige Dichtertexte griechischer und lateinischer Autoren zu verschiedenen Aspekten der Stellung des Menschen in der Welt vereinigt. Der Blickwinkel ist auch hier im wesentlichen soziologisch. Abschnitte von Plato bis Boethius, in denen die Philosophie als Mittel zur Lebensgestaltung erscheint, dienen *Zur Einführung*. Im ersten Teil, *Natur und Geist*, sind dann neben vier Abschnitten mit mehr naturwissenschaftlichen Grundvorstellungen zwei *der Entdeckung der Ökumene* und *dem Menschen als Teil der Natur* gewidmet. Der zweite Teil, *Die Bestimmung des Menschen*, enthält in sechs Abschnitten Texte mit metaphysischer Gottesbetrachtung, die auch den Zweck des Lebens und die Pflichten des Menschen umfassen, sowie Abschnitte über den Menschen in der Gesellschaft, darunter zum Beispiel *Die Sprache als Formkraft des Menschen*. Kurze Einführungen geben historische, soziologische und geistesgeschichtliche Information, und Indizes tragen dazu bei, die Zusammenhänge zwischen den verschiedenen Abschnitten erkennbar zu machen. Große klassische Texte wie etwa der hippokratische Eid oder Horazens Brief über die Dichtkunst, das Höhlengleichnis aus dem platonischen Staat und der Epitaphios des Thukydides sind mit verwandten Texten in eine sinnvolle Beziehung gesetzt, und so gibt der Band eine zwar ganz aus einer Blickrichtung aufgebaute, aber unretouchierte und anregende Einführung in die Lektüre geistesgeschichtlich bedeutender Formulierungen.

Im Rahmen einer einzigen literarischen Gattung bewegt sich die Sammlung *Briefe des Altertums*<sup>5</sup>, in der Horst Rüdiger in deutscher Übersetzung Briefe von Plato bis Julian zusammengestellt, eingeleitet und erläutert hat. Neben philosophischen Sendschreiben, zum Beispiel auch Senecas, erscheinen da auch fingierte Briefe, wie etwa solche des Lukian, Versbriefe des Horaz und Ovid und reichliche Beispiele aus den historisch interessanten Briefcorpora des Cicero und des jüngeren Plinius. Die meist vom Herausgeber überarbeiteten Übersetzungen sind, in den unterhaltenden kurzen Portionen der Gattung, eine ansprechende Lektüre. Sie vermitteln einen sehr lebendigen Eindruck von der spontanen Unmittelbarkeit der einen wie vom gehobenen literarischen Konversationston der anderen Zeugnisse der Gattung.

Die drei folgenden Texte erschließen Einzelwerke dem spezielleren, aber intensiveren Studium ganzer Originalwerke. Text und Übersetzung von Ciceros Dialog *Von den Grenzen im Guten und Bösen*<sup>6</sup> sind das letzte Werk des als Herausgeber ciceronischer Werke in der Sammlung Teubner bewährten Karl Atzert. Die Einzelheiten der Textgestaltung werden als selbständige Leistung des Kenners hauptsächlich den Philologen interessieren. Die sehr lesbare und präzise Übersetzung bietet mit den Erläuterungen eine ausgezeichnete Hilfe, Ciceros philosophiegeschichtlich bedeutender Darstellung der epikureischen, stoischen, peripatetischen und akademischen Gedanken zur Erfüllung von *virtus vitaeque beata*, «Tugend und glückseligem Leben», zu folgen. — Das gleiche ist zu sagen von der zweiten, verbesserten und besonders in den Anmerkungen wesentlich erweiterten Ausgabe von Ovids *Metamorphosen, lateinisch und deutsch*<sup>7</sup> von Hermann Breitenbach. Das mythologische Rankenwerk, die gewählten Anspielungen, die kunstvolle Komposition der Erzählung des poeta doctus bedürfen der Erklärung, und so sind Hinweise auf Herkunft und eigene Erfindungen und Variationen der behandelten Geschichten zu ihrem Verständnis unerlässlich. Wer Hilfen zu eigener Weiterarbeit sucht, wird beson-

ders dankbar die auf den neuesten Stand nachgeführte Bibliographie und die erweiterten Erklärungen zu den einzelnen Stellen benutzen. — Mit dem sechsten Band hat Konrat Ziegler die vollständige Übersetzung von Plutarchs Biographien *Großer Griechen und Römer*<sup>8</sup> abgeschlossen. Drei Stücke der in Paaren einander gegenübergestellten Vitae parallelae sind von Walter Wuhrmann übersetzt. Den Text hatte K. Ziegler in der Sammlung Teubner herausgegeben. Seine Übersetzung der nicht immer ganz leicht verständlichen Sprache des Plutarch beruht auf intensiver Kenntnis des Autors. Glanzstücke dieses Bandes sind die mit Recht berühmten Viten des unglücklichen Pyrrhus und der beiden Kaiser Galba und Otho des Dreikaiserjahres 69. Er enthält auch das nützliche, in vier Abschnitte gegliederte Gesamtregister zur ganzen Sammlung der Biographien.

Auch *Das Fortleben der Antike im Islam*<sup>9</sup> ist im wesentlichen eine Textsammlung. Sie gibt auf Deutsch Abschnitte von arabischen Übersetzungen aus dem Griechischen und von solchen Texten, die sich mit Griechen, ihren Wissenschaften, ihrer Denkmethode und mit den Problemen der Übersetzung und Aneignung durch die Araber beschäftigen. Eine konzentrierte, sehr nützliche Einleitung bereitet den Leser vor auf Umfang und Bedeutung dessen, was an Griechischem im Islam zu erwarten ist, und erklärt aus den religiösen, politischen und kulturellen Bedingungen der Zeit vom achten bis zum zehnten Jahrhundert, unter welcher Voraussetzung die Übernahme griechischer Kultur in die islamische Welt vor sich ging. Die Auswahl, die Franz Rosenthal, Professor für semitische Sprachen an der Yale University, getroffen hat, bietet in übersichtlicher Gruppierung Beispiele aus denjenigen Gebieten, in denen unmittelbare Übernahmen belegt sind. Es handelt sich fast ausschließlich um philosophische, medizinische, natur- und fachwissenschaftliche Texte. Für die islamische Kultur hat die Aneignung griechischer Denkmethode eine gewaltige Bedeutung gehabt, die offenbar nur mit der Renaissance im Okzident verglichen werden kann. Schon die Auswahl der ins Arabische

übersetzten Literatur ist als solche von höchstem, geistesgeschichtlichem Interesse, spiegelt sie doch zugleich den geistigen Horizont der gebenden mönchisch-theologisch, nicht mehr ästhetisch-rhetorisch gebildeten Griechen wie der nehmenden Araber wider, die damals auf der Grundlage dessen, was ihnen durch Übersetzung zugänglich wurde, zu sich selbst fanden. Neben den ins Arabische übersetzten Texten, unter denen solche, deren griechisches Original uns verloren ist, für die griechische Altertumswissenschaft unmittelbaren Quellenwert haben, stehen solche, die sich mit der Problematik des Übersetzens selber befassen, und die arabische Gelehrte, die zumeist außer Griechisch auch noch Syrisch und andere Vermittlungssprachen können mußten, auf jener Höhe zeigen, die etwa Luther mit seinem Traktat über das Dolmetschen im deutschen Sprachbereich erreicht hat. Die Ansprüche, die sie an die Qualität ihrer Übersetzungen stellten, lassen Sätze wie die folgenden erkennen: «Das richtige Verständnis für die Poesie haben nur die Araber und Leute, die Arabisch sprechen. Gedichte lassen sich nicht übersetzen und dürfen nicht übersetzt werden. Wenn man sie überträgt, wird das poetische Gefüge zerrissen, das Metrum ist nicht mehr richtig, die Schönheit der Poesie verschwindet, es bleibt nichts Bewundernswertes in den Gedichten. Das ist anders in Prosa. Originale Prosa ist dementsprechend schöner und angebrachter als Prosa, die aus metrischer Poesie übertragen ist.» Unter den Textproben, die von fundamentalen philosophischen und theologischen Problemen bis zur moralischen Erzählung wie «Die Kraniche des Ibykos» und «Die Bürgerschaft» weiteste Bereiche der Literatur umspannen, finden sich im Kapitel *Mechanik* auch Wunderwerke wie die Beschreibung eines pfeifenden Wasserrades oder einer hydraulischen Orgel. Einleitungen und Textillustrationen helfen zum Verständnis der Texte. Die deutsche Sprache der Übersetzung läßt das Fremdartige des arabischen Originals ahnen, ist dabei aber sehr klar und flüssig lesbar. Gelehrte Nachweise für den nacharbeitenden Fachmann sind auf das nötige Minimum beschränkt, und so

bildet das Buch, abgesehen von der nützlichen Dokumentation, die es den Nicht-Islamisten erschließt, eine höchst anregende und angenehme Lektüre.

Von den angezeigten Büchern sind einige in anderen Sprachen oder in früheren Fassungen schon in nur dem engeren Kreis der Fachleute zugänglichen Publikationen erschienen. Erst durch die vorliegenden Ausgaben sind sie einem weiteren Publikum von Nichtspezialisten zugänglich geworden. Es ist besonders ein Verdienst des Artemis Verlages, daß er damit Mittel zur erneuerten Aneignung der Welt der Alten in einer Form veröffentlicht, die einer weiteren Allgemeinheit Anregung und Hilfe zu bieten vermögen auf diesem Wege der Selbsterkenntnis durch die Geschichte.

*Thomas Gelzer*

<sup>1</sup>S. Sambursky, Das physikalische Weltbild der Antike, Die Bibliothek der Alten Welt, Reihe Forschung und Deutung, Artemis-Verlag, Zürich und Stuttgart 1965. <sup>2</sup>Viktor Ehrenberg, Der Staat der Griechen, Zweite erweiterte Auflage, Die Bibliothek der Alten Welt, Reihe Forschung und Deutung, Artemis-Verlag, Zürich und Stuttgart 1965. <sup>3</sup>Bruno Snell, Dichtung und Gesellschaft, Studien zum Einfluß der Dichter auf das soziale Denken und Verhalten im alten

Griechenland, Claassen-Verlag, Hamburg 1965. <sup>4</sup>Antike Geisteswelt, Eine Sammlung klassischer Texte, Auswahl und Einführungen von Walter Rüegg, Zweite durchgesehene und teilweise erneuerte Auflage, Die Bibliothek der Alten Welt, Reihe Sammlungen und Anthologien, Artemis-Verlag, Zürich und Stuttgart 1964. <sup>5</sup>Briefe des Altertums, Ausgewählt, eingeleitet und teilweise neu übersetzt von Horst Rüdiger, Zweite erweiterte Auflage, Die Bibliothek der Alten Welt, Reihe Sammlungen und Anthologien, Artemis-Verlag, Zürich und Stuttgart 1965. <sup>6</sup>Marcus Tullius Cicero, Von den Grenzen im Guten und Bösen, Lateinisch und deutsch, Eingeleitet und übertragen von Karl Atzert, Die Bibliothek der Alten Welt, Römische Reihe, Artemis-Verlag, Zürich und Stuttgart 1964. <sup>7</sup>Publius Ovidius Naso, Metamorphosen, Epos in 15 Büchern, Herausgegeben und übersetzt von Hermann Breitenbach, Zweite Auflage, Die Bibliothek der Alten Welt, Römische Reihe, Artemis-Verlag, Zürich und Stuttgart 1964. <sup>8</sup>Plutarch, Große Griechen und Römer, Eingeleitet und übersetzt von Konrat Ziegler, Band VI, Die Bibliothek der Alten Welt, Griechische Reihe, Artemis-Verlag, Zürich und Stuttgart 1965. <sup>9</sup>Franz Rosenthal, Das Fortleben der Antike im Islam, Die Bibliothek des Morgenlandes, Artemis-Verlag, Zürich und Stuttgart 1965.

## GESCHICHTEN IN DEUTSCHER SPRACHE

### *Erzählungen seit 1945*

Vielleicht ist es nicht ausgeschlossen, daß ein Erzähler von Geschichten heute wieder im Tone des «Es war einmal» zu berichten anhebt; die Regel ist es nicht. Hingegen ist die Zahl der kurzen, den Umfang von fünf bis etwa dreißig Druckseiten nicht sprengenden Erzählungen in Prosa nicht gering, und es sieht ganz danach aus, als ob die Gattung für das literarische Schaffen der

zweiten Jahrhunderthälfte repräsentativ werden könnte. Unverkennbar ist die Neigung zur Abbreiviatur. Auch im Hörspiel und in Bühnenwerken ist ein Zug spartanischer Kargheit, ein Verzicht auf Fülle und weit ausgreifende Instrumentation festzustellen. Sachlichkeit und Exaktheit von der Art konsequent und schmucklos gestalteter architektonischer Räume umgibt den Leser.

Die Welt erscheint ausgeräumt oder auf ein paar wenige Requisiten reduziert. Daher haben wir es bei den Erzählungen und Geschichten, die seit 1945 entstanden sind, in der Regel auch nicht mit Novellen zu tun, die kunstvoll angelegt, auf Spannung ausgerichtet und geordnet sind. Aber auch das ist nicht ausgeschlossen. Vielleicht werden wir noch eine Renaissance der Novelle erleben. Wenn es einen Kairos der Gattungen gibt (man könnte sagen, das 19. Jahrhundert sei in der deutschen Literaturgeschichte das Jahrhundert der Novelle), dann muß uns auffallen, daß die epische Kleinform, das erzählende Prosastück, in den letzten Jahrzehnten zweifellos an Boden gewonnen hat. Die Anthologien von *Horst Bingel*<sup>1</sup> und *Marcel Reich-Ranicki*<sup>2</sup> zum Beispiel geben einen eindrücklichen Begriff davon, wie stark und überzeugend die Gattung im literarischen Schaffen der Gegenwart vertreten ist.

Hermann Broch sagt einmal, der Epochenstil sei nichts anderes als die Summe der Interferenzerscheinungen gegensätzlicher Wellenbewegungen. Die erwähnten Geschichtensammlungen, die zu Vergleichen und zur Suche nach gemeinsamen Merkmalen anregen, lassen freilich die Gegensätze deutlicher als die Interferenzen zutage treten. Wir finden Beispiele der Reduktion, als Gegenbewegung dazu jedoch auch erzählerische Kompositionen. Wir finden Prosastücke, die in der Beschränkung auf wenige Fakten ihre Vollendung erreichen. Ihnen stehen Geschichten gegenüber, die über sich hinausdeuten oder deren stärkste Wirkung die Transparenz ist. Der Einschränkung des Schauplatzes, des Vorgangs oder der Episode auf der einen, antwortet auf der andern Seite eine Öffnung der Räume und Zeiten. Es scheint vieles, wenn nicht alles möglich, und keineswegs ließe sich so leicht ausmachen, in welcher Richtung etwa eine Entwicklung zu erwarten wäre. Der repräsentative Geschichtenband, den *Marcel Reich-Ranicki* unter dem schönen Titel *Erfundene Wahrheit* zusammengestellt hat, widerlegt mit jeder wünschbaren Evidenz die von Jahr zu Jahr bis zum Überdruß immer wieder erneuerte Behauptung, nur in dieser

oder nur in jener Richtung lasse sich die Kunst des Erzählens heute noch weiterführen. Nur mit der allergrößten Vorsicht möchte ich der Vermutung Raum geben, daß sich — im Blick wenigstens auf einige der allerneuesten Geschichtensammlungen wie *Der Spielverderber* von Siegfried Lenz<sup>3</sup> oder *Der Mann, der Glück brachte* von Jürg Federspiel<sup>4</sup> — eine klarere und straffere Form der Erzählung abzuzeichnen scheint.

Wir könnten mit einem Vergleich der Anfänge argumentieren. 1949 begann Stephan Hermlin seine Erzählung *Arkadien* mit dem Satz: «Charlot, der in seiner ganzen Mächtigkeit auf der Schwelle stand, in der schwarzen Lederjacke, die ihn noch breiter machte und sich um die Waffen bauschte, die er darunter trug, Charlot fand, daß Marcel sich nicht verändert habe.» Irgendwo mitten im Strom der Ereignisse setzt der Bericht ein, ohne daß dem Leser der Reihe nach mitgeteilt würde, wer Charlot und wer Marcel sei, wo die Begegnung stattfindet, was es mit den Waffen unter der Lederjacke auf sich habe und was mit der Feststellung, daß sich Marcel nicht verändert habe. Erst im Lauf der Erzählung erfahren wir, daß Marcel ein Verräter ist, Charlot der Chef einer Partisanengruppe. Hier wird nicht arrangiert oder angeordnet; Hermlin gibt einen bestimmten Ausschnitt aus einem größeren Zusammenhang, bewußt auch ohne sprachliche Stilisierung. Der Satz, den wir zitieren, ist nicht geglättet.

Setzen wir dagegen den Anfang einer Erzählung von Jürg Federspiel aus dem Band *Der Mann, der Glück brachte*, der 1966 erschienen ist: «Zwei Tage nach der Schlacht bei Austerlitz erreichte ein Reiter den Bodensee. Die vorweihnachtliche Kälte war so groß, daß der Husar, von widrigen Umständen gezwungen, den Degen nicht aus der eisverkrusteten Scheide hätte zu reißen vermögen. Es war vier Uhr nachmittags. Die Sonne lag hinter einem blauen Schleier, und das Pferd wieherte, als der Reiter es auf den schneebedeckten See hinaustrieb.» Das könnte durchaus der Anfang einer Novelle sein: Klare Exposition ist in wenigen Sätzen erreicht, Zeit und Ort, Temperatur und Situation sind in knappen



Zügen gegeben, und dies unverkennbar im Bestreben, den Leser zu orientieren.

So weit gehen die Schreibweisen auseinander, und wer dazu neigt, Entwicklungen nachzuzeichnen, wäre versucht, von einer Rückkehr zu traditionellen Formen der Erzählung zu reden. So einfach indessen liegen die Dinge nicht, und zwar nicht nur gerade im Fall des Erzählers Jürg Federspiel, sondern mit Bezug auf das neuere erzählerische Schaffen insgesamt. Es hat wenig Sinn, eine Richtung oder Schreibweise für modern und eine andere für veraltet zu erklären. Was zählt, ist das in seiner Art geglückte Prosastück, die Erzählung mit einem Wort, von der Thomas Mann gesagt hat, Interessantheit sei eigentlich die erste und einzige Forderung, die man an sie stellen könne. Wie es zu dieser Eigenschaft kommt, ist am Ende nicht so wichtig. Reich-Ranickis Anthologie enthält instruktive und überzeugende Beispiele von höchst unterschiedlicher Technik.

Das Buch ist chronologisch angelegt und wird eröffnet durch die Erzählung *Eine Liebesgeschichte* von Heinrich Mann. Der Verlauf einer Liebe wird darin ganz bewußt beispielshalber und sozusagen experimentell vorgeführt. Eine Parallele dazu, gut ein Jahrzehnt früher als Manns Erzählung entstanden, wäre zum Beispiel die Novelle *Methodisch konstruiert* von Hermann Broch. Die Erzähler haben die Erfahrung gemacht, daß es schwer oder unmöglich ist, Motivetten im undurchdringlichen Dickicht des Lebens aufzugliedern. Autoren der älteren Generation wie Heinrich Mann und Hermann Broch, der Novellentradition noch näher, ziehen eine andere Konsequenz als die jüngeren Schriftsteller, die fortan in der Erzählung die Momentaufnahme und das Nebeneinander von Scherben geben. Mann und Broch geben die methodisch konstruierte Geschichte, den Modellfall, die Parabel.

Aber schon bei Wolfgang Borchert ist die Erzählung als Einzelszene oder als knapper Ausschnitt aus einem nicht näher erfaßbaren Zusammenhang, zum Beispiel in *Das Brot*, vollkommen ausgebildet. Aus der Reduktion auf das erzählte Bild oder auf den einzelnen Ausschnitt aus nicht mehr über-

schaubaren Zusammenhängen entwickelt sich eine Erzählungsform, die an die Technik des Mosaiks erinnert. Beispiele wären *Der Brotholer* von Hans Bender oder *Stimmen im Dunkel* von Horst Bienek. Es entsteht eine dem Geist der Erzählung gefährliche Wirkung, Addition weit eher als Entwicklung bestimmt die Komposition. Auf kleinstem Raum bleiben Brüche und Nahtstellen sichtbar; aus ehrlicher Zurückhaltung vermeiden es die Erzähler, sie auszuglätten. Die Erzählung dient der Erforschung von Grundlagen. Sicherung der Einzelheiten und der Tatsachen ist in diesen Beispielen ihr höchster Zweck. Ist es symptomatisch, daß Reich-Ranickis Anthologie mit den *Metamorphosen* von Rolf Schneider schließt, mit jener Erzählung, die in ihrer Form und in ihrer Durchführung an Kafkas «Verwandlung» erinnert? Es wäre denkbar und es gibt Anhaltspunkte dafür, daß sich jetzt ein Kreis zu schließen beginnt. Möglicherweise ist die Phase abgeschlossen, in der es dem Erzähler um das Rohmaterial allein ging, um die Sicherung unvermischter, reiner Substanz. Die Überprüfung dessen, was uns geblieben ist, die Inventarisierung, hat stattgefunden; dabei haben die besten Erzählungen aus dieser Zeit, als Scherben oder als Mosaik aus Scherben, die Schöpfung sichtbar werden lassen. Sie haben Vertrauen gesät, eine neue Sicherheit, auf der neuere Erzähler aufbauen können.

Hier ist nun Gelegenheit, den neuen Geschichtenband des Schweizer Jürg Federspiel kurz zu würdigen. Der Autor ist bekannt geworden durch den Band *Orangen und Tode*, eine erste Sammlung von Erzählungen, die ein bedeutendes Talent sichtbar machten. Dann folgte der Roman *Massaker im Mond*, ein Rückschritt, der geeignet war, ernste Zweifel zu wecken. Fast nichts von dem, was Federspiels Kraft und Begabung sonst auszeichnet, war in diesem Buch zu spüren. Statt der inneren Wahrhaftigkeit, der sprachlichen Sicherheit und Zucht das Klischee, die Konstruktion und eine merkwürdige Allerweltsgesellschaft von Partybrüdern, Pappkameraden an Stelle von Menschen. Die Erzählungen in dem Band *Der Mann, der Glück brachte*, die als drittes Buch

Jürg Federspiels erschienen sind, haben die Zweifel gründlich ausgeräumt und die Hoffnung aufs schönste bestätigt. Dieser Autor gestaltet aus der Mitte einer in markanten Umrissen sichtbaren Welt heraus. Man wird es nicht Atmosphäre nennen, was in Federspiels neuen Erzählungen gegenwärtig ist; aber ein starker Ruch von Wirklichkeit ist in den Geschichten um den Architekten Aloja, um den Posthalter Branger und seine Nachbarn, um den Sonderling, den sie den Dynamitero nennen. Einige dieser Gestalten wären durchaus von der Statur einer Romanfigur. Federspiels Kunst, das bestätigt sich an diesem neuen Sammelband eindeutig, ist jedoch eine Kunst der Kondensation, der Beschränkung auf ein paar Fakten, auf den Gang eines kurzen Gesprächs, auf die Spur eines Menschen von hier nach dort. Und stärker noch als in den ersten Erzählungen ist die Öffnung vom Bestimmten ins Allgemeine. Das Beispiel, das ich zum Vergleich der Anfänge anführte, ist aufschlußreich; denn da wird nicht nur die Geschichte des Husaren von Austerlitz erzählt, sondern parallel dazu die Geschichte einer Flucht aus dem besetzten Frankreich im Zweiten Weltkrieg. Die novellenartige Form, die knapp und klar orientierende Sprache, das ziel-sicher bezeichnete Ereignis und die hart umrissene Gestalt verriegeln nicht den Zugang zu jenen Räumen, die hinter dem Einzelfall aufbrechen.

Von *Siegfried Lenz* besitzen wir schon eine Reihe von Geschichtensammlungen. Die neueste, *Der Spielwerderber*, bestätigt dabei eine Neigung zur Zeitkritik und zur Satire. Aus der Sicht der Schwachen und Benachteiligten blickt hier ein versierter Erzähler auf eine Welt des Luxus und des Wohlstandes, mit hintergründigem Humor etwa in der ersten Geschichte des Bandes, «Die Nachzahlung», mit Bitterkeit und Schärfe in «Die Glücksfamilie des Monats». Lenz greift aber auch den außerordentlichen Vorfall auf, aus reiner Freude am Erzählen, wie es scheint. Die Verbissenheit, mit der Albert Schull den Beweis dafür liefert, daß sein Frachtkahn acht Tonnen mehr mißt, als in den Schiffspapieren angegeben ist, wird hier als Kuriosität und als interessanter Fall er-

zählt. Die Erzählung behauptet sich unter den anderen Stücken, die Kritik an Zeit und Menschen üben, ja mir will scheinen, in Geschichten wie der von Albert Schull oder in jener anderen, in der ein Mann gezeigt wird, der im Fernglas die Küste nach seiner verschollenen Frau absucht, sei mehr Wirklichkeit und Erfahrung als zum Beispiel in «Ball der Wohltäter» oder selbst in der bitteren Reminiszenz «Schwierige Trauer».

Wahrheit und Wahrhaftigkeit, wie wir sie vom literarischen Kunstwerk fordern, sind mit dem Bekenntnis zu historischen und politischen Fakten und mit der Beschreibung soziologischer Befunde noch nicht erreicht. Es geht um jene Wahrheit, die kreativ ist, indem sie uns Zustände und Entwicklungen bewußt macht, die wir ohne den Dichter gar nicht zu erkennen vermöchten. Von dieser Art ist die Realität in den Erzählungen *Ilse Aichingers*. Der Band *Eliza, Eliza*<sup>5</sup> bietet sich als eine Sammlung von Erfahrungen dar, die im Zwischenreich zwischen Zeiten und Räumen gemacht werden. Die Orte, die Ilse Aichingers Erzählungen umspielen, sind hier und überall. «Der Tag», so beginnt die «Nachricht vom Tag», «ist in Rotterdam zu Hause. Dort wird er geboren, verbringt er seine frühe Zeit, verfertigt seine ersten Witze und lacht noch selbst darüber. Soweit kommt er in Rotterdam.» Aber dann taucht der Tag in Peking auf, in Hawaii, in Nebraska und in Arosa, an vielen Orten. Spielerisch scheinbar, mit ganz leichter Hand, setzt die Erzählerin Satz neben Satz und entführt uns in eine Welt, die an Traum und Märchen erinnert. Dennoch haben wir es nicht mit dem zu tun, was Hermann Broch in abschätzigem Sinne als Flucht aus der Wirklichkeit bezeichnete. Es geht nicht darum, daß sich die Erzählerin einer Wirklichkeit, so wie sie ist, nicht stellte. Nicht in der Faszination des Fabulierens besteht ihre Kunst, sondern in einer schmucklosen Präzision, die in einer bedrohlichen Welt des Ungefährs dem genauen Detail verpflichtet bleibt. Das Ergebnis ist eine andere, neue Realität. Man denkt vielleicht an ein ungegenständliches Bild, das sich nicht auf die Natur oder auf Dinge außerhalb seiner eigenen Bildwelt bezieht. Aber Ilse Aichingers

Erzählungen haben, ohne daß sie Symbolik bemühen müßten, auch den Bezug auf unsere Wirklichkeit, und ihre Spannung beruht geradezu — wenn wir als Beispiel das Stück *Bauernregel* beiziehen — auf der Fuge zwischen der Gegenwart der Weltraumraketen und Wettersatelliten auf der einen und dichterischer Selbstherrlichkeit auf der andern Seite.

So groß die Unterschiede in der Schreibweise und in der Technik bei den Erzählern sind, die wir hier kurz erwähnt haben, so unverkennbar ist es, daß sie in einer neuen und gemeinsamen Tradition stehen. Sie gehen alle darauf aus, die Wahrheit zu schreiben, Zeuge zu sein und das Verhalten des Menschen mit dem Mittel der Erzählung zu erforschen. Die «schöne Geschichte» ist ihnen kein lockendes Ziel.

In *Friedrich Georg Jüngers* neusten Erzählungen, die in dem Band *Wiederkehr*<sup>6</sup> vereinigt sind, stoßen wir auf den klaren stilistischen Gegenpol zu dieser neuen Tradition. Auch wenn man nicht wüßte, daß der Verfasser seine entscheidenden Bildungseinflüsse vor dem Ersten Weltkrieg erfuhr, würde man durch die breit ausschwingenden und kunstvoll gefeilten Erzählungen auf jene Zeit verwiesen, und dies nicht allein darum, weil die zwei Hauptstücke «Wiederkehr» und «Die Brücke» im Weltkrieg und im Offiziersmilieu spielen. Jüngers Stil verklärt die Realität auf eine durchaus achtenswerte und in ihrer Art redliche Weise. Dialoge unter den Offizieren, aber auch Dialoge unter Liebenden sind durchgeformt und gleichsam klassizistisch geadelt. Da hat einer die Anzeigen aus der Zeitung herausgeschnitten, in denen die Namen der Gefallenen mitgeteilt werden. Darauf angesprochen, sagt er:

«Ich lese darin hin und wieder. Das ist eine Lektüre, die kein Roman ersetzen kann.»

«Was ist da für ein Zusammenhang? Viel mehr als der Name steht nicht in einer solchen Anzeige.»

«An jeden Namen knüpft sich eine Geschichte.»

Oder da begegnen die beiden Offiziere einer jungen Witwe, und das löst folgenden kurzen Dialog aus:

«Jede Kugel trifft zweimal», sagte Bredow. «Hast du ihr Gesicht erkannt? Sie ist sehr jung, und hinter dem schwarzen Schleier sieht ihr Gesicht noch jünger aus.»

«Schwarz macht die Jungen jünger und die Alten älter.»

So mündet jedes Gespräch und jeder kurze Dialog in einen durchgeformten Satz, in eine Sentenz. «An jeden Namen knüpft sich eine Geschichte» und «Schwarz macht die Jungen jünger und die Alten älter» — wir könnten die Beispiele beliebig vermehren. Friedrich Georg Jünger hämmert und ziseliert wie ein Goldschmied, um das Leben in Schmuckstücken aufbewahrenswert zu machen. Er folgt darin unzweifelhaft einer ehrwürdigen Tradition. Aber beim Lesen seiner Erzählungen entsteht der Eindruck von Literatur, nicht von Leben. Es ist genau das, was die Geschichtenerzähler seit 1945, so verschieden ihre Wege sonst auch sein mochten, aus einer im Grunde wohl richtigen Erkenntnis gemieden haben. Die Welt der Fähnriche und Leutnants ist dahin, und mit ihr auch ein Selbstverständnis der Literatur, das ihr einen Platz in der schönen Stube zuwies. Daß ihr Platz auch die Küche, das Irrenhaus, das Lazarett sein könnte, vor allem aber daß ihr Zeugnis umfassender und vorurteilsloser sein muß als jede Bildungskonvention, ist eine Einsicht, die im Blick auf die Erzählungen Jüngers zur Gewißheit wird.

*Anton Krättli*

<sup>1</sup>«Deutsche Prosa. Erzählungen seit 1945», herausgegeben von Horst Bingel. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1963.

<sup>2</sup>«Erfundene Wahrheit. Deutsche Geschichten seit 1945.» Herausgegeben von Marcel Reich-Ranicki. R. Piper & Co. Verlag, München 1965. <sup>3</sup>Siegfried Lenz: «Der Spielverderber», Erzählungen. Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg 1965. <sup>4</sup>Jürg Federspiel: «Der Mann, der Glück brachte», Erzählungen. R. Piper & Co. Verlag, München 1966. <sup>5</sup>Ilse Aichinger: «Eliza, Eliza», Erzählungen. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 1965. <sup>6</sup>Friedrich Georg Jünger: «Wiederkehr», Vier Erzählungen. Carl Hanser Verlag, München 1965.